

## ARMIN ZEISSLER: NOTIZEN ÜBER GÜNTER KUNERT

1

Als Gesprächspartner ist Günter Kunert anregend und angenehm. Frei von Ehrgeiz, alles besser wissen zu wollen, scheut er die Besserwisser. Seine Argumente bestechen durch Klarheit und Bildkraft. Er kennt Geschichte, unternimmt es, sie in ihrer Dialektik zu fassen. Ein Hang zum Satirischen ist unverkennbar. Reisen sind seine große Leidenschaft: bringt er doch mehr als blaues Glas nach Hause. Tieren gehört seine Sympathie, Katzen besonders. Für Hüte hat er ein Faible. Und nicht zuletzt: Seine Bücher — ob mit oder ohne Zueignung — sind Marianne, seiner Frau, gewidmet.

Kunert ist Lyriker: Von Becher entdeckt, zu Brecht hingezogen, bekennt er sich zu einer Haltung, «die die großen politischen, ökonomischen, gesellschaftlichen Zusammenhänge nicht als unwürdige, unreine, unpoetische Plattheiten ansieht, sondern begriffen hat, wie sehr das Individuum an ihnen teilnimmt; mehr: daß eigentlich sie, die Umstände, im wahrhaftigsten und tiefen Sinn des Wortes den Menschen *ausmachen*».

2

«Was ist denn in dir / und was soll geliebt sein?» ist eine der Fragen, die den Dichter unseres bewegten Säkulums, geformt von einer revolutionären Umwälzung neuer Qualität, nicht zur Ruhe kommen läßt, die er in vielen seiner Gedichte zu ermitteln und zu beantworten sucht. Günter Kunert reflektiert den Menschen, der aufgebrochen

ist, auch in der Liebe ganz Mensch zu werden. Da er selbst in der intimsten Sphäre menschlicher Zweisamkeit gesellschaftliche Beziehungen erkennt und in Aktion umgesetzt sieht, verliert sich seine Liebeslyrik nicht im Privaten, das Subtile nicht im Abseitigen. Eine ungebrochene Kommunikation der Liebenden zueinander als gesellschaftliche und zugleich kreatürliche Wesen wird ablesbar, wenn wir Kunert auf die «Pirsch» folgen und dabei einem Tier mit «zwei Rücken» und «vier ruhelosen Beinen» begegnen oder uns in den Gedichten «Was uns manchmal bewegt» und «Ferne Verwandtschaft» die Kraft menschlichen Liebesspiels durch die Konfrontation mit dem Treiben der Naturgewalten bewußt gemacht werden soll.

Der Liebeslyrik Günter Kunerts ist ein ungestörtes Verhältnis zwischen Sexualität und Erotik immanent. («Leibhafte Liebe» und Sinnlichkeit werden auf ihre schöpferischen Potenzen durchforscht: «Kürze der Wollust», «Unschuld der Natur», «Beschreibung eines Muttermales», «Landschaft», «Auch ein Liebeslied».) Das unterscheidet sie von einer Lyrik, in der elementare menschliche Regungen und Bindungen nur verzerrt erscheinen und das Erotische nicht als Teil des menschlichen Kultivierungsprozesses.

Der Gedanke der Produktivität, der in der Welt- und Menschensicht des Dichters heimisch geworden ist, äußert sich in anderen Dimensionen, wenn «vorwärts auf der Straße zu einem Traum» gefahren wird, wenn man vernimmt, «wie wir uns im Walde noch einmal begegnen» und

einem im «Blick auf einen Strand», wo sich Leiber «aus den Menschenschmieden, den Maschinenhorsten, den Geräteflüssen» mit der Erde paaren und vermählen, die Zukunft offenbar wird. Doch bei allem: «Wo wir liegen sitzen gehen laufen / immer bleibt um uns ein schwarzer Rest / von dem Dunkel über das wir schweigen / das uns bis zum Ende nie verläßt».

3

Berlin und London, der Rhein und die Adria ließe sich als Route einer Reise vorstellen. Kunert benutzt diese Stationen, sich als Dichter über Land und Leute, Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges auszusprechen. Er scheut es nicht, den Namen eines Stroms zu erfinden, der, unsichtbar und voller Gefahren, alles und jeden mitnimmt, durchspült und aufsaugt: «Daystream». Er wird zum Symbol des Schöpferischen, Aufbauenden, Zukunftsweisenden, zur Metapher, die in allem mitschwingt, was Kunert bei nächtlichem Wandern durch Städte und U-Bahnschächte erfährt, was ihn beim «Wohnen» und beim Nachdenken über «Sterben» ergreift, bei Besuchen eines «Nachlaßlagers» in der Berliner «Kleinen Alexanderstraße» und der Stadt «Rovinj» in Istrien anrührt, was ihn bei allen Gegenfaktoren und ihrer noch möglichen Aggressivität doch zu der aktiven Schlußfolgerung gelangen läßt: «Damit von unseren Städten mehr bleibt als der, der durch sie hindurchging, der Wind, ist eine langanhaltende, wenig gewalttätige, gesicherte Entwicklung nötig; ohne Bedrohung durch die vielfältigen Schrecknisse unseres Jahrhunderts».

Kunert kennt sein Berlin, wurde hier geboren, als die Weltwirtschaftskrise begann: 1929. Mit sechzehn erlebte er, wie

es nach zwölfjähriger Barbarei und sechsjährigem Krieg in einem Teil Deutschlands, im Osten, anders zu werden anfang. «Die Zeit der Aufrechten, der Arbeitssamen, Friedlichen hat begonnen»: weiß er zu berichten. Ein anderes, neues Berlin wuchs aus den Trümmern, das sich mit Dankbarkeit eines russischen Arztes erinnert und jener, «die den Krieg zu enden kamen in die Stadt». Aber nicht nur eine Stadt, viele Städte, ein ganzes Land veränderten ihr Gesicht, von Menschen geprägt, die einander helfen, gälte es, einen «Brand rasch zu zertreten». Aus der Konstellation, die Stadt sei den Menschen «günstig», weil sie von ihnen «geschaffen» wurde, leitet sich die berechtigte Hoffnung ab, sie für immer zu besitzen, wird der «Ausflug» nicht in einer Stadt enden, die, «währenddes wir schliefen», der Vernichtung anheimfiel.

Der Dichter ist kein kontemplativer Chronist unserer Epoche. Er will die Menschen in Bewegung bringen, will zerstören, was die Wachsamkeit einschläfern könnte. Den «Davongekommenen» und Gleichgültigen soll das Gedächtnis aufgefrischt werden, suchten sie den doch vergeblich, «der / Sie freispricht von Schuld / Am eigenen Untergang diesmal». Dem Reisenden, der den «in der Abgeschlossenheit Wohnenden» beneidet, gibt er zu bedenken: «Daß spurlos gleich diesem Tage, gleich dem / Schnee und den Bäumen, vergehen wird, wer so / Einsam ist.» Da die Menschheit in unserem Jahrhundert eine Perspektive zu erhalten vermochte und das Ideal vom befreiten Menschen sich im Kampf verwirklicht, besteht auch für die Menschen in den Fabriken «rheinwärts» die Möglichkeit, zu begreifen, daß «Da kein Mitleid ist, / Und / Daß sie sich erbarmen müssen ihrer selbst — / Erbarungslos».

Am Ende der Reise rücken die Welt im Großen und die Stadtwelt im Kleinen eng zusammen. Aber immer wieder ist Berlin der Ausgangspunkt, Stadt an der Spree, in der sich zwei Welten — Krieg und Frieden — gegenüberstehen. Kunert ist mit dem sozialistischen Berlin verwachsen, das ihn jetzt behaust und beschirmt. Er führt uns gern die Straßenbahnen vor, die Autos. Doch nicht nur sie: auch die Wolken, den Wind und die Erde, an der ihm gefällt: «. . . Daß sie / Trotz aller Mühen nicht stehenbleibt. / Und eilt. / Und fährt — Und kommt — / Und fliegt auf alle zu, die für Bälle / Kugeln halten.»

4

Die Mahnung des Dichters wider das Vergessen, ausgesprochen in den Gedichten aus den Städten und über sie, bleibt nicht anonym. Sie wird von ihm an eine ganz konkrete Adresse gerichtet: «Gegen die Pest unserer Zeit: gegen den Faschismus.» Ihn selbst traf die «Gewehrkegel» nicht, der zweite Weltkrieg «verschonte ihn». Der Name Günter Kunert wurde nicht «entziffert auf den Listen» der faschistischen Schergen. Noch immer aber: «Kein Ende finden, die jämmerlich geendet. / Wo Rauch steigt / und wo Asche fällt, / ist ihrer schon erinnert: erst recht, wo / Unrecht brennt — / denn dessen Flackerschein hebt aus / dem dunklen Nichts / die starren Masken derer, die nicht sterben können, / damit sie / nicht umsonst gestorben sind.»

Sei es der «ungebetene Gast», ein Jude aus der Gegend um Warschau, der am Tisch Platz nimmt und «stumm seine Geschichte erzählt» oder ein unbekannter Soldat «unter einer Decke von Beton», der erst gefallen sein muß, um zu erkennen, wer seine wirklichen Mörder sind und daß

sie schon wieder marschieren: immer richtet der Dichter Blick und Sinne darauf, Aktivität zur Abwehr der Gefahr zu entwickeln, die den Menschen in unserer Epoche noch bedroht. Dieses Bestreben wird bis in die Stilmittel hinein sichtbar, die Kunert benutzt, um sich poetisch zu äußern. Er bevorzugt einen didaktischen Stil und zeigt Vorliebe für freie Rhythmen mit metrischen Rudimenten und Alliteration. Chiasmus und Oxymoron sind häufig gebrauchte, die Wirkung steigernde Stilfiguren.

Das belehrende Element, ein integrierender Bestandteil der Kunertschen Poesie, nährt sich aus der Vorstellung des Dichters vom sinnvollen Widersinn: «Paradoxie ist aber nichts weiter als die Momentaufnahme, als der Schnappschuß eines dialektischen Vorganges.» So stehen zum Beispiel Überschrift und Aussage des Gedichts «Notizen in Kreide» in einem paradoxen, antithetischen Verhältnis zueinander. Notizen in Kreide sind vergänglich, der Regen kann sie fortspülen, eine Handbewegung tilgen. Die Gegenwart jedoch macht es unmöglich, die Vergangenheit zu vergessen. Daß die Ermordeten durch die Existenz der Mörder noch im Bewußtsein der Lebenden vorhanden seien, bedeutet daher für Kunert das Paradoxon von «Notizen in Kreide».

Die erste Strophe des Gedichts offenbart den provisorischen Zustand im Dasein des Menschen als Subjekt. Aber die Baracke ist «fester denn jede Festung und dauernder». Die grauenhafte Vergangenheit, in Strophe zwei beschworen, bestürmt sie immer aufs neue. Doch der Erfolg muß ausbleiben. Der Faschismus kann als Vergangenheit nicht überwunden werden, weil, wie in der Schlussstrophe enthüllt wird, «zu lebendig die fleißigen Töter / noch und wieder noch».

Kunert präzisiert diesen Gedanken: «Obwohl ich in einem Staat lebe, dessen Beginn aus einer historischen Zäsur erwächst und der daher die Erbschaft mörderischer deutscher Misere nicht antrat, bedrückt mich das kontinuierliche Fortkommen der Schuldträger im anderen deutschen Teil. Meine Erfahrungen, ich gestehe es ein, machen mich zum Realisten.»

Erfahrungen, die der Dichter selbst gemacht hat, können sich bei ihm mit der Einsicht in die gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten unseres Zeitalters verbinden. Die Schlußfolgerung, zu der er gelangt und in einer «Botschaft» niederlegt, verdunkelt daher nicht die Perspektive: «Solange die Zerstörung einträglicher ist / denn Aufbauen, und / solange / nicht abgeschlossen sind, / derer die Einträglichkeit ist, solange / wird vielleicht hin und wieder sein: Ein wenig / Ruhe. Sicherheit / keine.»

5

Die Porträts, die Günter Kunert entwirft, sind Ergebnisse einer literarischen Arbeit. Sie hängen nur indirekt mit dem Studium an der Hochschule für angewandte Kunst zusammen, das der Dichter nach dem Krieg fünf Semester lang in Berlin-Weißensee betrieb. Die unterschiedlichsten Menschen aus den unterschiedlichsten Zeiten mit der unterschiedlichsten Bedeutung rücken für mehr als eine «hundertstel Sekunde» ins Licht einer poetischen Weltbetrachtung und Persönlichkeitsdeutung. Für die Geschicke der Menschheit zu rühmende Namen finden sich darunter: Marx und Lenin; unrühmlich und hassenswert der andere Name: Hitler. Konterfeit wird auch Orpheus, der sagenhafte Sänger aus Thrakien. Über Menschen, die «... überall sind. Die / im Schatten leben. Die / ans Licht treten hin

und wieder / für / eine hundertstel Sekunde / der ziemlich dunklen Ewigkeit», gibt ein «Fotoalbum» Auskunft.

Gedichte über den römischen Lyriker Catull, den deutschen Dichter Balcke, den tschechischen Lyriker Halas, den amerikanischen Schriftsteller Masters und den polnischen Dichter Borowski erheben nicht den Anspruch, die Galerie zu vervollständigen. Daß sie «aufbewahrt zu fragwürdiger Bedeutung / für eine / fraglose Nachwelt» werden, deutet Kunerts Auffassung vom Leben an, die er in zwei Varianten vorstellt. Die eine: Ein kurzes, aber schöpferisch-kämpferisches Leben, die andere: Ein langes, aber unproduktiv-monotones Dasein. Beide Gedichte stehen sich im Inhalt konträr gegenüber. Sie lehren: «Das Leben ist die Dauer, nicht die Fülle» als unproduktiv zu begreifen und jener Alternative den Vorzug zu geben, die besagt: «Das Leben ist die Fülle, nicht die Dauer.»

Das nur oberflächlich Optimistische wird von Kunert gemieden. Deshalb verwundert es nicht, wenn er im Porträt über ein «berühmtes Subjekt», den Physiker Albert Einstein, ein Bild der Persönlichkeit gibt, der Größe ihrer wissenschaftlichen Leistung und mit der Frage endet: «Angesichts dieser Tatsachen muß gefragt werden / war Einstein überhaupt Optimist?» Diesen offenen Schluß findet man bei Kunert nicht selten. Der Leser soll angeregt werden, das Gedicht zu vollenden, vermag er doch sein Wissen über Einsteins progressives Auftreten gegen Krieg und Mißbrauch von Naturwissenschaft und Technik hinzuzufügen. Aus der Nicht-Identität mit einem dichterischen Gedanken kann so Produktivität erzeugt werden. «Das Gedicht färbt die Psyche des Lesers, er wiederum färbt nach seinem Ebenbild das Gedicht», schreibt Kunert. Der Tod

Gagarins mindert daher auch in keiner Weise den weiterführenden Gehalt und die optimistische Aussagekraft eines Gedichts über den ersten Kosmonauten der Welt, dem während seiner Rückkehr zum Planeten klar wird: «... Die Erde ist nur eins. / Die darauf sind, müssen miteinander leben, / oder von ihr wird es heißen: Leben keins.»

6

Kunerts «Verkehrte Welt» schöpft aus der widerspruchsvollen Realität unserer Epoche, um im Bewußtsein des Lesers die Einsicht zu etablieren, nicht länger Objekt der Geschichte zu sein, sondern zu ihrem denkenden, erfinderischen und phantasiereichen Gestalter zu werden. Ein Angebot, den dialektischen Prozeß nachzuvollziehen, «den ihm das Gedicht vorschreibt».

Wer für den Frieden eintritt, muß in einem Teil der Welt rechnen, daß ihn die Gegner des Friedens der Freiheit berauben. Wer auf Kreuzfixe baut, kann Gefahr laufen, vor ihnen in die Keller flüchten zu müssen, um nicht von ihrer Güte vernichtet zu werden. Wer von sich selbst bekennt, er sei gutwillig, ist damit noch kein nützliches Wesen für die Gesellschaft. Wer nur an der Oberfläche der Dinge kratzt, schont sein Gehirn. Wer sich dem Wasser als Fisch angepaßt hat, um sich vor einer Katastrophe zu retten, braucht Zeit, nach ihrer Beendigung wieder Mensch zu sein.

Der Gedanke, daß der Mensch danach strebt, «Mensch zu werden», kehrt in mehreren Varianten wieder. So in den Gedichten «Zu Radierungen von Goya», «Unruhiger Schlaf in der Altwelt» und «Aufbruch eines bedeutenden Tieres». Kunert bedient sich des historischen Gewandes, um das gesellschaftliche System

der Besitzenden anzuprangern, das die Entwicklung des Menschen zu hindern sucht: seien es die herrschenden Kreise im Land der Etrusker, die die Politik des «kleineren Übels» vorziehen und die Interessen des Volkes verraten, oder sei es der Gouverneur in «Kansas City», der nur die eine Forderung an seine Anhänger hat, das Denken ihm zu überlassen, ein Denken allein an sich.

Die «verkehrte Welt» bedarf der Veränderung. Nicht um eines formalen Experiments willen, sondern der Notwendigkeit halber, gegen den aggressiven Krieg zu kämpfen, wird der «Film — verkehrt eingespannt». Die «Fernöstliche Legende» rührt an die Grundfrage unserer Zeit: Während Mr. Goliath (USA) noch seine Keule wider den David (Vietnam) schwingt, «sicher des Sieges / über die winzige Schleuder, ... ist unter den Völkern der Erde / sein mächtiges Bild / schon zerschmettert».

7

Günter Kunert sucht einen Weg zu allem, was mehr ist als individualistischer Natur: «Ich bin ein Sucher / eines Weges. / Sucher eines Weges / für mehr / als mich.» Den Freunden der Schreibkunst rät er, sich den neuen Zeiten anzupassen: «Die Steinaxt gilt noch als Waffe, aber / sie ist nicht mehr gefährlich.» So greifen die Vision des Arbeiters «Während der Mittagspause» und der «Traum von der Erneuerung» der Zeit und Entwicklung weit voraus. Schon heute jedoch tragen sie keinen utopischen Charakter mehr, weil «die Zeit um ist», der Durst nach dem Reichtum der Erde, nach Weite, Wahrheit und Glück in der Gegenwart gestillt werden kann.

Ein Grundakkord der Kunertschen Lyrik

ist angeschlagen. Die Kraft des befreiten Individuums wird besungen. Die kleinen Leute, nicht mehr ungenannt, vollbringen große Taten und vermögen «das Antlitz des Herakles» anzunehmen. Sein und Tätigkeit werden in ihrer Identität erfaßt, mündend in den «Vorschlag»: «...Ramme / einen einzigen, einen neuen Gedanken / als geheimes Denkmal / deiner einmaligen Gegenwart / in den Deich / gegen die ewige Flut.» Der Mensch, noch die Unebenheiten der Erde spürend, vermag sich schon das Ziel zu stellen, einen anderen Stern zu besiedeln. «Die Rakete» wird für den Dichter zum Anlaß, die «Größe des Reisens» zu bewundern wie auch jene, die sie eronnen, um zu beweisen, «daß die Finsternis unterliegt».

Gegen die Ziellosigkeit menschlichen Handelns wendet sich Kunert ebenso wie gegen die Ungeduld auf dem Weg, das Ziel zu erreichen. «Das Fenster ist aufgestoßen», die Wahrheit hereinzulassen. Eine dieser Wahrheiten: «Das Bessere ist der Feind des Guten.» Mag er konstatieren: «Auch die größte Sache / Wird eines Tages alltäglich», setzt er dieser Möglichkeit dialektisch entgegen: «Jedoch / Gewinnt die alltägliche Sache an Größe, / Wenn sich erweist: Sie ist / für den Alltag brauchbar. / Für die Amseln, für den Genuß, für / Die Freundlichkeit, für den Menschen.» Er empfiehlt, gleich Ikarus die Arme auszubreiten und einen Anlauf für das Unmögliche zu nehmen: «Denn Tag wird. / Ein Horizont zeigt sich immer. / Nimm einen Anlauf.»

Der Dichter, der Partei ergreift, weiß vom Klassenkampf und seiner Notwendigkeit, aber auch von neuen Kämpfen ganz neuer Art, wie «Die Klassiker lehrten, und diese / Machen Geschichte und sind Geschichte / Der Inseln und Wälder, der Städte und Dörfer, / Der Alten und Jungen.» Dem

Menschen im Sozialismus vermag das gelungene Werk Genuß zu bereiten. Es ist nicht das Ergebnis der Arbeit eines einzelnen. Gott wurde abgelöst «von der zweiten Schicht: ‚Kolonie Mensch‘», Leuten aus Fleisch und Blut, denen es Spaß macht, ihre Herzen, Hirne und Muskeln zu betätigen, die als Schöpfer der Technik zugleich ihre Herren sind, um aus der Ödnis ein Werk wachsen zu lassen, «... das dröhnt und schreit, mit tausend / Stimmen spricht und tausend Leben lebt: / das dem, der es da liegen sieht, die Lungen / bläht voll Stolz. / Diesen genieße: er / schmeckt niemals bitter, wie so bitter einmal / die Lust des Zerstörens».

8

Das lyrische Ich wird von Günter Kunert als Legierung individueller und gesellschaftlicher Komponenten empfunden und verstanden. Der Dichter bleibt diesem Prinzip treu, sei es im subtilen oder auch drastischen Liebesgedicht, mag es um die «großen Fragen» unserer Epoche gehen oder die «kleinen Fragen» des menschlichen Alltags, zwischen denen ein dialektischer Spannungszustand herrscht. Er kann, wie er selbst sagt, «den Wissensdurstigen nicht der Weisheit letzten Schluß bieten», ihm scheint der Zweck des Gedichts, der Sinn seines Geschriebenwerdens sehr viel verborgener, ungreifbarer zu sein, «und nie so recht mit irgendeiner Elle nachzumessen».

Kunert verabreicht Gefühl «nur in geringen Dosen». Um so mehr attackiert er die Gedanken des Lesers. Er versetzt ihn in Unruhe. Er stellt ihn vor Alternativen. Er will geistige und emotionale Aktivität bewirken. Sein Anliegen: zur Entgröberung des Lesers, seiner Sublimierung und Humanisierung beizutragen. In dieser Rich-

## *Umschau und Kritik*

tung jedenfalls sucht er die Antwort, sollte ihm die Frage gestellt werden, wozu er schreibt.

Die Poesie Günter Kunerts läßt erkennen, daß sie im sozialistischen Sinn humani-

sieren möchte. Sie richtet sich gegen alles, was die Entwicklung des Menschen in unserer Epoche gefährdet. Daraus vor allem ergibt sich ihre Produktivität und Perspektive.